FEUILLETON

J'ACCUSE

Unser Chef ist der Beste

ALAN POSENER

Wenn der Chef einen Witz reißt, lachen alle. Das bedeutet nicht, dass der Witz gut ist. Oder dass der Chef gut Witze kennt und erzählen kann. Sondern eben nur, dass der Chef der Boss ist. Dass seine Untergebenen so tun, als fänden sie ihn geistreich, gehört, neben anderen Annehmlichkeiten, zur Jobbeschreibung. So weit, so gähn. Zum Problem würde dieses bekannte Verhalten erst, wenn der Chef selbst glauben sollte, seine Untergebenen würden seine Witze tatsächlich lustig finden.

Das kann man sich kaum vorstellen, schließlich sind die meisten Chefs selbst irgendwann einmal Untergebene gewesen, oder sie sind es immer noch gegenüber noch höheren Tieren. Doch genau das ist der Fall. Wissenschaftliche Untersuchungen haben gezeigt, dass Vorgesetzte gegenüber ihren Untergebenen die allen Menschen angeborene Fähigkeit verlieren, zwischen echtem und falschem Lächeln zu unterscheiden. Das hierarchische Sein bestimmt hier das Unterbewusstsein, das sonst sehr genau auf subtile Botschaften des Gegenübers reagiert.

Diese je nach Standpunkt amüsante oder alarmierende Nachricht ist in einer Studie enthalten, die in der Mai-Ausgabe der amerikanischen Zeitschrift „Organizational Behavior and Human Decision Processes" veröffentlicht wurde. Dem Autor Sebastian Brion ging es um die Frage, ob Chefs in der Lage sind, ihren eigenen Rückhalt in der Belegschaft richtig einzuschätzen.

In einer Reihe von Feld- und Laborversuchen fand Brion heraus, dass die Mächtigen regelmäßig den Rückhalt ihrer Untergebenen überschätzen; und dass Untergebene geradezu instinktiv dazu neigen, Koalitionen gegen ihre Chefs zu bilden, selbst wenn es nicht in ihrem eigenen – materiellen – Interesse liegt. Daher ist niemand überraschter als der Chef, wenn er in einer Führungskrise plötzlich merkt, dass niemand hinter ihm steht.

Das ist natürlich nicht auf Unternehmen – mit Ausnahme der Firma, die mein Gehalt zahlt, versteht sich, in der ja alle Vorgesetzten witzig und beliebt sind – beschränkt. Politiker wie Margaret Thatcher und Helmut Kohl, Willy Brandt und Michail Gorbatschow konnten ein Lied von der – aus ihrer Sicht – Illoyalität ihrer Gefolgsleute singen.

John Lennon sagte mit Blick auf die Speichelleckerschar, die Elvis Presley einredeten, er sei auch als fette Karikatur seiner selbst immer noch der Größte: „Der König wird immer von seinen Höflingen umgebracht." So ist es. Und doch ist selten ein König klug genug, sich mit Leuten zu umgeben, die unabhängig genug sind, ihm die Wahrheit zu sagen. Nicht einmal Hofnarren halten sich die Mächtigen heutzutage.

Zu gern würde man wissen, wie es ist, wenn Angela Merkel im Kabinett einen Witz reißt.

SEBASTIAN POLOCZEK/SCHOMERUS

Hier halten keine Reisebusse, und die Linienbusse fahren in die Großstadt: ein Kosmetiksalon im polnischen Oświęcim

Im Schatten des Mahnmals

Wie das Städtchen Oświęcim, deutsch: Auschwitz, vom Tourismus zu leben und seine Jugend zu halten versucht

JOËLLE WEIL

Der Sola müsse man entlangspazieren, empfehlen die Stadtbewohner. Ein kilometerweiter Gehweg erstreckt sich den Fluss entlang. Am Ufer jagen Hunde, alte Frauen sitzen auf Bänken, Teenager kichern. In dieser Idylle könnte man beinahe vergessen, dass sich auf der anderen Seite des Flusses das bekannteste Mahnmal des Holocausts befindet: das Konzentrationslager Auschwitz. Sehen kann man es von der Sola aus nicht. Ab und zu überquert ein Touristenbus die Brücke und verschwindet Richtung Museum. Auschwitz, heute Oświęcim: ein Städtchen im Süden Polens mit 40.000 Einwohnern, sechs Kirchen, zwei Tattoo-Studios, 18 Restaurants und zehn Kebab-Ständen. Die Restaurants liegen in der Altstadt oder im nahe gelegenen Wohnviertel zwischen dunklen Wohnblöcken. Meistens stehen sie leer.

Auch wenn jährlich Hunderttausende von Touristen Oświęcim des Konzentrationslagers wegen besuchen, kaum ein Besucher verirrt sich in die Innenstadt. Nur wenige machen sich auf den Weg zum bekannten Café „Max", wo die Jungen der Stadt Zwiebelsuppe löffeln und Cola trinken. So kommt es, dass die Bedienung außer „Hello" und „Thank you" kein Wort Englisch spricht; so wie die meisten Bewohner Oświęcims. Nur am Samstag hat man als Tourist die Chance, auf Englisch verstanden zu werden. Dann, wenn die Studenten übers Wochenende von Krakau und Warschau zurück nach Hause kommen. Dabei ist es nicht so, dass man in Oświęcim nicht studieren könnte.

Die Universität steht nur einen Kilometer vom KZ-Museum entfernt. Man erreicht beides zu Fuß in 20 Minuten vom Stadtzentrum. Der Weg führt vorbei an zubetonierten Gleisen, heruntergekommenen Schrebergärten und einem Zwinger, in dem ein Schäferhund vor sich hin bellt. Die Hochschule, das sind zwei mächtige, weiße Gebäude, zwischen denen die Studenten ihre Zigarettenpausen verbringen. Dabei blicken sie auf die Ziegelsteine des ehemaligen Konzentrationslagers. Auch das Universitätsgebäude selbst ist ein historischer Bau: Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden dort die ersten polnischen Häftlinge, die später das KZ errichteten, gefangen gehalten. „Sich das vorzustellen ist grauenhaft. Ich versuche deshalb, gar nicht erst darüber nachzudenken", sagt Mateusz, er ist 20 Jahre alt und wird in diesem Jahr den Studiengang Politikwissenschaften, Schwerpunkt Menschenrecht und Holocaust, abschließen.

19 Mitstudenten tun dies ihm gleich. Seit 2005 kann man das Schwerpunktfach in Oświęcim studieren. „Wir sehen es als Verpflichtung, dieses Wissen zu vermitteln, und sehen es gleichzeitig als Chance für die hier geborenen Jugendlichen", erklärt die Sprecherin der Uni, Monika Bartosz. Die Absolventen sollten in der örtlichen Tourismusbranche Fuß fassen. Wie Mateusz: „Ich will dazu beitragen, dass der Holocaust in Erinnerung bleibt. Als Lehrer oder im Museum." In den nächsten Jahren soll der Studiengang auch auf Englisch unterrichtet werden. Die Jugend von Oświęcim soll ihrer Kleinstadt verbunden bleiben, Studenten aus dem Ausland soll es nach Oświęcim ziehen. Anfragen gibt es bisher keine.

Das Museum zählt zu den größten Arbeitgebern der Region mit 1000 Angestellten, darunter 200 Dolmetscher, die in über 20 Sprachen durch die Blocks führen. Wer eine Sprache wie Schwedisch oder Japanisch spricht, hat alle Chancen auf einen Arbeitsplatz. Polen könne man derzeit kaum beschäftigen, sagt Pavet Sawicki, Pressesprecher des Museums. Dass man hinter den Mauern den Holocaust studieren könne, sei zweifellos etwas Besonderes. „Doch es hilft den Studenten nicht, auch einen Job zu finden", sagt er in seinem Büro, der ehemaligen SS-Apotheke. „Es gehört auch nicht zu unseren Aufgaben, für die Menschen hier Arbeitsplätze zu schaffen." Das Museum ist täglich geöffnet, außer zu Weihnachten, Neujahr und Ostern. Täglich stehen Dutzende von Reisebussen auf dem Vorplatz. Eigentlich könnte Oświęcim davon profitieren – hielten die Busse auch auf der anderen Seite der Sola.

Dabei wirbt die Stadt seit Jahren um Touristen. Seit 2010 gibt es jährlich ein großes Musik-Festival mit Popstars wie Peter Gabriel und James Blunt, in diesem Jahr trat Sting hier auf. Das Festival soll nichts mit dem Gedenken zu tun haben. „Es soll ein Fest der Freude sein und Gäste anlocken, die nicht wegen des Lagers anreisen", sagt Marek Tarnowski, er leitet das Tourismusbüro. 15.000 Menschen besuchten das Festival im vergangenen Jahr, nur 1,3 Prozent stammten aus Oświęcim. Auch das erhofft sich die Stadt von ihrem Pop-Event: Die Jungen sollen bleiben. Kaum ein Jugendlicher plant seine Zukunft in Oświęcim. Ein „Hauptproblem", wie Tarnowski sagt. Sie alle ziehe es ins nahe gelegene Krakau oder in die Hauptstadt Warschau. „Dabei gibt es alle Möglichkeiten hier – sie können Sport treiben, wir haben tolle Klubs und Restaurants", sagt Tarnowski.

Einer der beliebtesten Klubs heißt Uquat. Unter der Woche bleiben die Türen geschlossen. Erst freitags erwacht dort das Leben. Wer am Freitag nach Oświęcim zurückkehrt, um seine Familie zu besuchen, macht sich nachts auf den Weg, um die alten Freunde wiederzusehen. Der Klub ist nicht leicht zu finden. Hinter grob gepflasterten Straßen ist es finster, und irgendwo in dieser Dunkelheit liegt ein Parkplatz. Dort lassen die heranwachsenden Männer laute Musik aus ihren italienischen Autos dröhnen, und die Mädchen stehen schüchtern mit Plastikbechern voller Alkohol nebenan.

Man hört Rihanna, 50 Cent, Kanye West. Irgendwo hinter dieser Ansammlung von Autos, Menschen und Alkohol stehen drei glatzköpfige Türsteher vor einer unscheinbaren Tür und kontrollieren Taschen. Der Eintritt kostet zehn Zloty, drei Euro. Ein Spaß, den man sich am Wochenende leistet. Die Tür führt in den Untergrund, wo sich die Jugend auf zwei Tanzflächen bewegt und Lech trinkt, das beliebteste Bier Polens.

Die 18-jährige Eva nippt an ihrer dritten Flasche. Sie ist dieses Jahr nach Krakau gezogen und macht dort eine Ausbildung zur Krankenschwester. „Krakau bietet uns Jungen viel mehr", sagt sie. „Es gibt mehr Partys, mehr zu erleben. Aber vor allem gibt es mehr Jobs." Die Suche nach einem Ausbildungsplatz in Oświęcim hatte sie schnell aufgegeben, bei nur einem Krankenhaus. Es war auch in Krakau nicht leicht für sie, eine Stelle zu finden. „Alle jungen Polen aus den Dörfern wollen in die Großstadt. Aber wer aus Oświęcim kommt, hat es vielleicht etwas schwerer. Man ist dann einfach der Bewerber, der aus der KZ-Stadt kommt", sagt sie. Es sei nicht so, dass sie sich für ihre Heimat schäme. Aber jeder, der ihren Lebenslauf in der Hand hält, sei zuerst kritisch. Dabei wisse man ja, dass zwischen den Bewohnern und der Geschichte kein Zusammenhang bestehe.

Die Frage, wie es sich anfühlt, so nah beim KZ zu leben, hat sie schon oft gehört. Nicht nur von Ausländern, auch von Polen. Eine Frage, auf die sie nicht mehr antworten möchte. „Was soll ich denn da bitte sagen? Ich wurde hier geboren. Dass das Lager so nah an meinem Zuhause ist, daran bin ich gewohnt." Natürlich sei es schlimm, und sie vergesse nie das erste Mal, als sie dort war. „Doch meine Heimatstadt ist für mich nicht die Stadt des Konzentrationslagers. Es ist Oświęcim."

Das KZ-Museum hat Eva schon einmal besucht. Damals war sie 15 Jahre alt. Der Besuch gehört in Polen zum Schulstoff. „Wir haben uns in der Schule auf diesen Tag vorbereitet, haben über Wochen hinweg den Zweiten Weltkrieg durchgenommen", erzählt Eva. Auch den Holocaust hätten sie besprochen und diskutiert.

> Wer hier lebt, muss sich dafür rechtfertigen

Dass ihr Heimatland eine zentrale Rolle im Völkermord gespielt hatte, habe sie zunächst schockiert. Doch nichts sei vergleichbar gewesen mit dem Schock, den sie im Auschwitz-Museum erlebt hatte. „Wir haben diese Bilder der unterernährten Häftlinge gesehen, den Berg voller Brillen, und die Gaskammern besucht. In der Theorie fanden wir das alles schon ziemlich schlimm. Das Ausmaß der Grausamkeit aber wurde uns erst bewusst, als wir dort standen." Sie hätten alle schrecklich weinen müssen, die Jungs wie die Mädchen. In ihrer Kindheit waren sie die Backsteinmauern entlanggelaufen. Was sich dahinter verbarg, wussten sie, bewusst war es ihnen nie.

Kinder, die in Oświęcim aufwachsen, sehen das KZ-Museum so häufig wie New Yorker das Empire State Building. Doch ist es ein Irrtum anzunehmen, dass sie sich aufgrund dessen besser damit auskennen. Alle Jugendlichen haben als Kind schon die Geschichte von Auschwitz gehört, meist von ihren Eltern oder Großeltern. Die einen ausführlicher, die anderen nur angedeutet. Es sei schließlich nicht so, dass der Holocaust bei jedem Sonntagsspaziergang das Thema Nummer eins sei, sagt Eva. Und das sei auch nicht nötig. Eva und ihre Freunde wollen keinen Rucksack mit historischem Ballast schultern, für den sie nichts können. „Einige Touristen finden es geschmacklos, vor dem KZ-Museum zu rauchen oder Musik zu hören. Aber für einige von uns ist der Weg vorbei am KZ-Museum einfach nur der Schulweg. Oder der Weg zur Großmutter. Oder zu Freunden."

Piotr, ein 18-jähriger Junge, lebt heute noch in Oświęcim, plant aber seinen Umzug. Er möchte Radiomoderator werden und sich seinen Traum in Krakau verwirklichen. Sein bester Freund Kamil will noch weiter weg. Nach Kanada. Er sieht seine Zukunft im Im- und Export. „Wer hier bleibt, kann vom Leben nicht viel erwarten. Entweder arbeitet man im Supermarkt an der Kasse oder im Servicebereich", sagt er. Vor allem für Jugendliche, die eine höhere Ausbildung anstreben, sind Jobs in Oświęcim ein Glücksfall. Dem Rest bleibt die Aussicht auf eine Stelle bei Syntos, in der größten Rohstofffirma des Landes, oder in den nahe gelegenen Fabriken von Fiat und Ikea.

Piotr ist eigentlich stolz darauf, aus Oświęcim zu kommen. Seine Eishockeymannschaft wurde schon achtmal polnischer Meister. „Spielen TH Unia Oświęcim hier, feuern wir unsere Jungs lautstark an und tragen das Trikot der Stadt", sagt Piotr. Bei Auswärtsspielen sei man da lieber etwas zurückhaltender. „Als seien wir schuld", sagt Piotr. Man müsse sich schon einiges anhören, wenn man aus Oświęcim kommt. Wenn man in Polen oder vor allem ins Ausland reist, gibt es schon dumme Bemerkungen. „Man muss sich fast schämen zu sagen, dass Oświęcim eine hübsche Stadt sei", sagt Piotr. Aber er könne das verstehen. Er würde wohl dieselben Fragen stellen. Andererseits sieht er auch nicht ein, warum er sich ständig für seine Stadt rechtfertigen muss. „Es ist doch so lange her. Können wir den Holocaust nicht als Geschichte ruhen und Oświęcim heute das sein lassen, was es ist? Ich möchte meine Mannschaft bei Auswärtsspielen genauso stolz und lautstark anfeuern können."

Kamil hat inzwischen weitere Freunde gesichtet und winkt sie rüber. Allesamt höfliche junge Männer in Jeans. Sie umarmen einander, manch einer war schon seit Wochen nicht mehr in Oświęcim und freut sich, seine Freunde wiederzusehen. Aufgeregt erzählen sie einander, was sich in den letzten Tages ereignet hat. Auch Eva und ihre Freundinnen werden herbeigewunken. „Siehst du?", fragt Piotr. „Hier in Oświęcim sind alle extrem freundlich. Wir sind wie eine Familie. Es ist ein toller Ort, um aufzuwachsen."

Bis in die frühen Morgenstunden amüsieren sie sich zwischen Neonröhren vor dem DJ-Pult. Und wenn es Morgen wird, warten sie alle mit ihren Rucksäcken vor dem kleinen Supermarkt und der Pommesbude auf den Bus, der sie zurück in die Großstadt bringt. Er hat 16 Sitzplätze, die meisten stehen eng aneinander dazwischen. Der Bus hält sechs Mal, bis er Krakau erreicht. In jedem Dorf steigen Jugendliche dazu, wenn er Oświęcim erreicht, wird es schlagartig und spürbar enger. Am Bahnhof in Krakau verabschieden sich die meisten dann voneinander und wünschen sich eine schöne Woche, bis sie sich am Freitag in Oświęcim wiedersehen. Zurückkehren möchte keiner von ihnen. Auch die Wochenenden in ihrer Heimatstadt sind gezählt.

Der Anti-Lindgren aus dem Geiste Astrid Lindgrens

Willi Wiberg, der melancholische Underdog unter den schwedischen Kinderbuchbestsellern, kommt endlich ins Fernsehen

IRIS ALANYALI

Irgendwann sollte es mal eine Forschungsarbeit darüber geben, warum ausgerechnet bei Kinderbuch- und Comic-Figuren die Namen geändert werden, wenn die Helden in die Welt hinausziehen. Niemand kam auf die Idee, für die deutsche Übersetzung des „Ulysses" aus Leopold Bloom Leopold Blume zu machen, oder Fitzgeralds großen Gatsby den großen Schwertfeger zu nennen, oder Nabokovs „Lolita" der Einfachheit halber Sabine.

Aber aus Scrooge McDuck wurde Dagobert Duck, weil niemand die Anspielung auf Ebenezer Scrooge verstünde. *So what*, schließlich heißt der Geizhals in Dickens' Weihnachtsgeschichte auf deutsch ja auch nicht Eberhardt Pfennigfuchser. Und welcher jugendliche Leser sollte sich an Tintin und seinem Foxterrier Milou stören – trotzdem infantilisierte man beide zu Tim und Struppi. Dass aus Astrid Lindgrens Emil ein Michel wurde, der durch Lönneberga tobt, weil der deutsche Verlag Verwechslungen mit Kästners schon berühmtem „Emil und die Detektive" vermeiden wollte, zeugt ebenfalls von nicht viel Vertrauen in die Intelligenz der Zielgruppe

Alfons Aberg, der Titelheld in den Bilderbüchern der schwedischen Autorin Gunilla Bergström, ereilte ein ähnliches Schicksal: Dem Oetinger Verlag erschien der Name zu kompliziert für deutschsprachige Kinder. Er wurde zu Willi Wiberg. In Amerika übrigens heißt er Alfie Atkins, in Wales Ifan Bifan, im Arabischen Burhan und auf Somali Guuled. Das verstehe, wer kann.

Willi alias Alfons erblickte 1972 das Licht der Bilderbücherwelt, da machte Michel schon seit fast zehn Jahren Unsinn in Lönneberga, und Pippi bewohnte ihre Villa Kunterbunt seit über 30 Jahren. Und natürlich mussten Kinder in Kinderbüchern der Siebziger, besonders in schwedischen, so neugierig sein wie Michel und unabhängig wie Pippi. Willi war trotzdem anders – und nicht nur, weil er im ersten Band „Gute Nacht, Willi Wiberg" erst drei Jahre alt war: Willi lebte in der Stadt. Und Willi lebte ein ganz normales Stadtjungenleben. Gunilla Bergström folgte dem Sesamstraßen-Prinzip. Auch die Macher der amerikanischen Kinderfernsehserie wollten 1969 weg vom idyllischen Landleben, das eher die Sehnsüchte der Eltern bediente als die Lebenswirklichkeit ihrer Kinder abzubilden. Sogar ein Erwachsener darf mitspielen, Willis Vater. Und zwar nur er – soviel Siebziger musste dann doch sein. Die Mutter existiert einfach nicht. Willis Vater ist meistens mit Kochen und Aufräumen beschäftigt, ansonsten aber ein gutmütiger Kumpel mit Glatze und Pfeife und rein optisch damit vom modernen Mann weit entfernt.

MAIPO FILM UND FERNSEHPRODUKTION

Patchworkfamilie der Siebziger: Willi mit Freunden, Tanten und Papa

Willi aber, der von Buch zu Buch immer älter wird, erlebt seine Abenteuer im Kinderzimmer, im Kindergarten, in der Schule oder auf dem Fußballplatz, zeitlos und zeitgemäß zugleich. „Willi Wiberg und das Ungeheuer" etwa ist eine der schönsten Geschichten der Reihe: Willi verliert auf dem Bolzplatz nach seinem besonders weiten Schuss seinen neuen Ball und gibt einem kleinen Jungen die Schuld daran; er wird so wütend, dass er ihm eine runterhaut. Und dann kann er nicht schlafen. Weil er einen Jüngeren geschlagen hat. Einen, der kleiner ist als er. Nächtelang spukt dieser Gedanke als Ungeheuer durch seinen Kopf – bevor es natürlich zur Versöhnung kommt. Oder die Geschichte „Willi spielt doch nicht mit Mädchen", in der er eine Zeit lang seine beste Freundin Milla meidet und leidet, weil die Schulwände sich über sie lustig machen. Da ist er selbstverständlich, der altbekannte Plot mit der sozialkritischen Moral, aber anders als seine hyperaktiven schwedischen Seelenverwandten verbringt Willi erstaunlich viel Zeit mit produktiver Untätigkeit. Er ist ein kleiner Melancholiker, ein Anti-Lindgren aus dem Geiste Lindgrens, der sich seinen Teil denkt und grinsend weiterspielt, anstatt jede Erkenntnis als aufmüpfigen Streich in die Welt hinaus zu posaunen.

Vielleicht ist Willi deshalb der Underdog unter den schwedischen Kinderbuchbestsellern, obwohl es über 20 Bände gibt, die in über 20 Sprachen übersetzt und weltweit über drei Millionen Mal verkauft wurden. Auf Deutsch gibt es ihn seit 1974, aber erst jetzt kommt er ins Fernsehen: Die etwa zehnminütigen Folgen, die ab heute im KiKa laufen, halten sich eng an die Vorlage. Nicht jedem vorlesenden Elternteil gefällt das Collagenhafte der Bilderbücher, das ihnen etwas charmant Selbstgebasteltes verleiht. Und auch der Zeichentrick der Fernsehgeschichten ist mehr Zeichen als Trick und konzentriert sich auf die Illustration des Erzählten. Das aber ist ganz im Sinne Willis: Lieber schön Ruhe bewahren, als aufzufallen um jeden Preis.

„Willi Wiberg", ab 26. Juni montags bis freitags um 6:10 Uhr im KiKa und ab 28. Juli sonntäglich in der „Sendung mit der Maus"